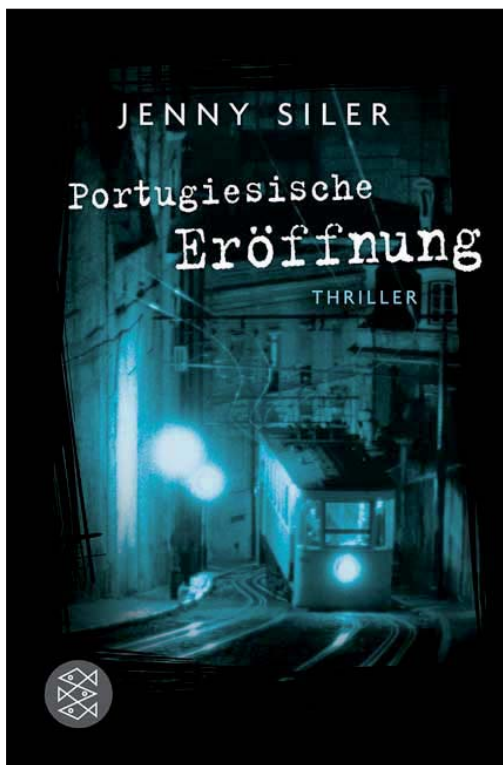


Unverkäufliche Leseprobe des Fischer Taschenbuch Verlages

Jenny Siler

Portugiesische Eröffnung

Thriller



Preis € (D) 7,95 SFR 15,00 UVP

272 Seiten, Broschur

ISBN 978-3-596-17715-8

Fischer Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2008

Eins

Zu Hause, dachte Sabri Kanj, als die Maschine aufsetzte und die gewaltigen Motoren noch einmal aufheulten und zur Ruhe kamen. Zu Hause. Fairuz im Radio, seine Mutter, die in der Küche mitsang. Lammwürstchen auf dem Grill. Sich erinnern, um zu überleben, hatte sein Freund Khalid es einmal genannt und dabei aus Erfahrung gesprochen. Die Erinnerungen konnten sie einem nicht nehmen.

Das Flugzeug blieb stehen, und Kanj konnte die beiden Pakistaner, die ihn begleiteten, vorn lachen hören. Dann schlenkerte einer von ihnen herbei und löste Kanjs Fußfesseln von der Metallstange unter seinem Sitz. Ein seltsam intimer Akt, dachte Kanj, als der Mann sich dabei an ihn lehnte. So wie vorhin, als sie ihn entkleidet und ihm die Augen verbunden und für den Flug Windeln angezogen hatten. Natürlich nur, um ihn zu demütigen, ihn schon im Vorfeld einzuschüchtern. Dabei wusste Kanj nur zu gut, wohin sie ihn bringen würden, und verstand sehr viel besser als sie, dass aus Angst niemals Erlösung erwachsen konnte.

»Steh auf«, sagte der Mann. Er war ihm so nahe, dass Kanj seine letzte Mahlzeit riechen konnte. Ranziges Fett und rohes Fleisch. Er legte Kanj die Hand auf die Schulter, um ihn zu stützen, und Kanj zuckte zusammen. Bei dem Überfall hatten ihm die Pakistaner das Schlüsselbein gebrochen, die Stelle war

sehr schmerzempfindlich. Kanj unterdrückte ein Stöhnen und schlurfte in den Gang zwischen den Sitzen.

»Wo sind wir gerade, Stewardess?«, fragte er spöttisch, ohne mit einer Antwort zu rechnen. Er bekam auch keine. Stattdessen öffnete sich die vordere Tür, und der Gestank von Kerosin drang in die Kabine. Irgendwo in der Nähe startete ein anderes Flugzeug, geräuschvoll trieben die Motoren das riesige Gefährt gen Himmel.

Draußen auf der asphaltierten Rollbahn sprach jemand arabisch mit deutlich jordanischem Akzent, doch das hatte nichts zu bedeuten. Sie konnten ebenso gut in Syrien, Ägypten oder Marokko sein. Lauter schwarze Löcher, in denen ein Mensch verschwinden, in denen Menschlichkeit gegen die Mächtigen kaum etwas ausrichten konnte.

Kanj blinzelte hinter seiner dunklen Augenbinde, beschwor wieder das Haus in Ouzai herauf, die Stimme seiner Mutter. Schöner als die von Fairuz, hatte er damals gedacht, und hübscher war sie auch gewesen. Das war, bevor der Krieg die Familie zerstört hatte. Seine ältere Schwester saß im Wohnzimmer an den Mathehausaufgaben, das Kinn auf die linke Hand gestützt, die dunklen Augen auf die Seite vor sich gerichtet. Die Klügste in der Familie. In einer anderen Welt wäre sie Ärztin oder Wissenschaftlerin geworden.

Der Mann berührte ihn an der Schulter, Kanjs Eingeweide verkrampften sich. »Aussteigen«, befahl der Pakistaner.

In einer anderen Welt, mahnte sich Kanj, setzte den Fuß nach vorn, spürte die Kante der Trittstufe, machte einen tiefen Schritt hinunter auf den Asphalt. Diese Erinnerung hatte er jahrelang gehortet wie einen Vorrat, sie und ein Geheimnis. Eins von beiden würde ihn letztlich retten. Eine Autotür ging auf. Der Mann drückte Kanj Kopf und Schultern nach unten und schob ihn

unsanft auf den Sitz. Dann fiel die Tür hinter ihm zu, und Kanj war allein. Seine Haut prickelte in der klimatisierten Kühle.

Die Fahrt dauerte etwa eine Stunde. Keine Kurven, sie fuhr schnurgerade durch die Wüste, in welche Richtung, konnte er nicht genau sagen. Vermutlich nach Süden oder nach Osten, weg von der Stadt. Soweit er die Landkarte von Jordanien im Kopf hatte, hörte das Land nicht am großen Fluss auf, sondern bohrte sich wie eine Faust in Israels Eingeweide. Von oben drängte Syrien dagegen. Und über Israel lag der Libanon. Beirut, zu Hause. Die Corniche und das Meer, das sich bogenförmig an den Taubenfelsen schmiegte. Der ungezähmte Trubel auf der Place des Martyrs. Die Cafés in der Rue Bliss, die Mädchen von der American University, die sich draußen an den Tischen sonnten. Die Stadt, wie sie gewesen war und nie mehr sein würde.

Es war schon Abend, als der Wagen endlich anhielt und Kanj herausgezerrt wurde. Der Geruch in der Luft verriet ihm, dass die Sonne gerade untergegangen war. Ein Hauch von Erleichterung und Befreiung. Die Erinnerung an ein anderes Zuhause. Der Schmutz unter Kanjs Füßen war staubfein wie Mehl, festgebacken von Jahrtausenden Sonne und Wind und seltenen Regenfluten.

Hier sprach niemand. Es gab nur Hände. Hände, die ihn hinunter in einen Raum unter der Erde führten. Finger, die ihn an den Boden ketteten. Den stechenden Schmerz, als ihn eine offene Handfläche ins Gesicht traf. Dann nahm man ihm die Augenbinde ab, und Kanj schaute blinzelnd ins Gesicht des Mannes, der nun über alles bestimmen würde. Über Schmerz und Angst. Hoffnung. Sogar Erlösung.

Mein neuer Gott, dachte Kanj, obwohl der Mann gar nicht so aussah. Er war klein und stämmig, mit Schweißringen unter

den Achseln, und sein kahler Kopf schimmerte im Licht der nackten Glühbirne.

Kanj holte tief Luft, hob den Kopf und wappnete sich für das, was kommen würde. »Ich möchte mit den Amerikanern sprechen«, sagte er. Schon in Pakistan hatte er diese Worte ständig wiederholt. Mehr würden sie nicht von ihm hören.

Zwei

Schon als ich John Valsamis zum ersten Mal sah, wusste ich Bescheid. Es war ein warmer Nachmittag, einer jener trügerischen Vorfrühlingstage. Gerade erst März und doch schon Wetter für kurze Ärmel, die Flüsse angeschwollen vom Tauwetter, die ersten grünen Schösslinge der Krokusse drängten ans Licht. Ich war mit Lucifer spazieren gewesen, und als wir nach Hause kamen, parkte Valsamis auf der Straße genau vor der Einfahrt, ein kleiner ordentlicher Mann in einem gemieteten weißen Twingo. Dass er zu mir wollte, war so klar, als hätte ich ihn persönlich eingeladen.

Er hätte ebenso gut ein Tourist sein können, ein einsamer Amerikaner, der sich in diesen unbedeutenden Winkel der Welt verirrt hatte. Falsch abgebogen auf dem Weg nach Tautavel oder zu einer Katharer-Festung und stehen geblieben, um einen Blick auf die Landkarte zu werfen. Doch so war es nicht. Selbst Lucifer spürte, dass etwas nicht stimmte. Er war ungeduldig vorgelaufen, und als ich um die letzte Ecke bog, stand er wie angewurzelt mitten auf der Straße.

Mein alter Schäferhundmischling war ein Ex-Knasti wie ich und wusste Werte wie Treue und ein gutes Zuhause zu schätzen. Ich hatte ihn aus dem Tierheim und damit vor dem drohenden Tod gerettet, und er dankte mir diesen Gefallen tagtäglich mit seiner ganz eigenen leidenschaftlichen Liebe. Nun aber hatte er

die Ohren flach angelegt und den Schwanz zwischen den kräftigen Hinterbeinen eingerollt. Das dunkle Fell an seinem Hals sträubte sich wie die Borsten eines Besens. Er schaute kurz zu mir und stieß ein leises Knurren aus. Ich musste ihn überholen und so tun, als wäre alles in Ordnung. Doch er verließ seinen Posten erst, als ich schon auf halbem Weg zum Haus war.

Valsamis blieb im Auto sitzen, während ich mit dem Hund hineinging. Ich konnte ihn vom Küchenfenster aus sehen, während ich Lucifers Futter in den Napf schüttete. Der Wagen wurde von der einzelnen Glasscheibe perfekt eingerahmt, als hätte Valsamis mit voller Absicht dort geparkt, um mir eine gute Sicht zu verschaffen. Sein Gesicht wirkte reglos hinter der Windschutzscheibe, halb verborgen durch die Spiegelungen der kahlen Bäume über ihm. Ich kannte ihn nicht, hatte keine Ahnung, was ihn hergeführt haben könnte. Wie ein Kunde von früher sah er nicht aus, und ein Bulle war er auch nicht, so viel stand fest. Er kam mir eher wie ein Gauner vor.

Ich stellte Lucifer den Napf hin, ging in die Vorratskammer, quetschte mich an den Regalen mit selbstgemachter Aprikosenmarmelade und eingelegten Bohnen aus dem letzten Herbst vorbei und holte die verbeulte alte Schrotflinte herunter, die ich bei meinem Einzug auf dem Dachboden gefunden hatte. Als Schusswaffe taugte sie nicht viel, aber sie gab mir Sicherheit und war außerdem laut genug, um die Füchse, die meinen Hühnerstall verwüstet hatten, künftig fernzuhalten.

In der Hoffnung, das Gleiche auch bei meinem Besucher zu erreichen, nahm ich sie demonstrativ in die linke Hand und trat aus der Küchentür. Ich wollte mir den Mann genau anschauen. Er sollte merken, dass ich wusste, dass er hier war, doch als ich nach draußen kam, war der Twingo verschwunden.

Ich stand in der geschotterten Einfahrt und wünschte mir,

ich hätte nicht mit dem Rauchen aufgehört. Mit einer Zigarette hätte ich meine Hände beruhigen können. Ein leichter Wind kam auf und ließ die dürren Zweige der Bäume leise rascheln, als flüsterten sie einander Klatschgeschichten zu. Ich rieb meine nackten Arme, um die Gänsehaut zu vertreiben, warf noch einen Blick auf die verlassene Straße und drehte mich um. Weg, sagte ich mir, vielleicht hatte ich mich auch geirrt. Mich von der alten Paranoia anstecken lassen, den Ängsten aus dem Gefängnis. Nicht in jedem geparkten Auto saß ein dunkler Geist aus der Vergangenheit. Doch insgeheim glaubte ich mir selbst nicht.